

„Yeah! Yeah! Yeah!“ bei intimer Beleuchtung

Weinstadt 50 Jahre und kein bisschen leise: die CS-Beat-Band feiert am 17. November mit einem Konzert in der Beutelsbacher Halle ihr halbes Jahrhundert Musikgeschichte. Manches Ehepaar hat einst bei einem ihrer Auftritte in der Stehblues-Runde angebandelt. *Von Annette Clauß*

Es waren einmal zwei beste Freunde, mehr noch: Blutsbrüder. Sie nannten sich Grauer Bär und Schwarzer Mustang und streiften durch die Landschaft um den Flecken Schnait. Eines Tages Anfang der 1960er Jahre beschlossen die schwäbischen Indianer Heinz Lenz und Bernd Brosig, den Beruf zu wechseln und Musiker zu werden. Ein Instrument beherrschte zwar keiner der beiden richtig, aber immerhin spielte Walter Schiller, der Dritte im Bunde, Klavier und Akkordeon.

„Wir haben in einer Kickpause auf dem Bolzplatz ausgeknobelt, wer zu Hause fragen muss, ob er ein Saxofon bekommt“, erinnert sich Bernd Brosig ein halbes Jahr-

„Wenn das der Pfarrer gewusst hätte.“

Gottesdienst mit einem Drogensong

hundert später. Die Wahl fiel auf Heinz Lenz, und er ist seinen Eltern heute noch dankbar, dass sie ihm tatsächlich eines kauften. „Für 500 Mark, das war eine Stange Geld“, sagt der 64-Jährige. Bernd Brosig wurde zum Schlagzeuger ernannt und ein gebrauchtes Instrument in Großheppach aufgetan. „Das haben wir mit dem Leiterwägle geholt. Es hat 170 Mark gekostet, die hat uns der Postbote geliehen“, erzählt Brosig. „Wir haben es rot angemalt und mit Glitzerstaub bepudert.“ Das Colombo-Swingtett war geboren.

Ein halbes Jahr später hatte das Trio seinen ersten Auftritt im Schnaiter Gasthaus Post – mit „Tanzmucke aus der Hitparade“. Die erste Gage von 30 Mark erschien den Jungs wie ein Vermögen. Die Beatles hatten zu der Zeit ihre erste Single „Love me do“ veröffentlicht – mit mäßigem Erfolg. Doch wenig später, das Colombo-Swingtett hatte nun vier Gigs hinter sich, starteten die „Fab Four“ aus Liverpool richtig durch. Heinz Lenz sagt, nachdem er „Love me do“ gehört habe, sei für ihn alles klar gewesen – 500 Mark hin oder her: „Ich habe sofort mein Saxofon in die Ecke gestellt und auf E-Gitarre umgesattelt.“ Sein Blutsbruder war ebenfalls begeistert vom Beat, Walter Schiller aber stieg aus.



Beim Konzert der CS-Beat-Band geben sich auch frühere Mitglieder ein Stelldichein. Zu hören sind natürlich Songs von den Beatles, aber auch von Chuck Berry, James Brown oder den Rolling Stones.

Foto: Gottfried Stoppel

Mit Rolf Janko bekam die Band einen weiteren Gitarristen, und Ralph Gelhard saß nun am Schlagzeug, denn Bernd Brosig zog es wie Heinz Lenz ans Mikrofon. Der mehrstimmige Gesang war ein typisches Merkmal der schwäbischen Antwort auf die Beatles – und das Colombo-Swingtett war Geschichte. Von nun an spielte die CS-Beat-Band, die von der Lokalzeitung als „Hollywood im Remstalformat“ bezeichnet wurde, zum Tanz auf. Das Quartett war in der Hully-Gully-Grotte in Aichschieß zu hören, stand zum ersten Beatgottesdienst weit und breit pünktlich um 9 Uhr morgens in Endersbach auf der Matte und gab dort „A whiter Shade of Pale“ von Procol Harum zum Besten – einen Song, den Bernd Brosig

als eine Hymne an Drogen bezeichnet: „Wenn das der Pfarrer gewusst hätte.“ Die Jungs selbst haben die Finger von dem Zeug gelassen. „Wir waren eher die Schwiegermuttertypen“, sagt Lenz, der zu dieser Zeit erst 14 war und bei einem Auftritt die Bühne vorzeitig verlassen und durch das Klofenster türmen musste, um einer Jugendschutzkontrolle zu entgehen.

Auf den professionell wirkenden Bandfotos aus dieser Zeit tragen die Jungs spitze Boots mit hohen Absätzen, Schlaghosen und Frisuren, bei denen die Haare das Ohr knapp halb bedecken. Dafür sind sie von so manchem, dem „die Affenmusik“ nicht passte, als „Langhaardackel“ beschimpft worden. Die Noten und Texte der englischen Songs reimten sich die vier durch x-faches Abspielen von Kassetten selbst zusammen – mehr oder weniger. „Wir haben mal vor englischen Studenten gespielt. Die fanden uns toll, wollten aber nach dem Konzert wissen, in welcher Sprache wir gesungen haben“, sagt Brosig und lacht.

Die jungen Fans hat das damals wenig gekümmert – sie kamen scharenweise zu den Auftritten der CS-Beat-Band, die in ihren Anzeigen „intime Beleuchtung“ und „Barbetrieb“ versprach und das Ganze mit „Yeah! Yeah! Yeah!“ überschrieb. Die Konzerte waren in mehrere Runden mit jeweils fünf Musikstücken gegliedert, wobei Nummer drei stets ein Stehblues war. „Der Song der Wahrheit“, so nennt ihn Bernd Brosig: „Da hat sich gezeigt, ob man bei einem Mädels landen kann.“ Falls ja, standen die Chancen gut, dass man die Auserwählte später mit dem Auto nach Hause fahren durfte – nach einem kleinen Fummel-Zwischenstopp im „Café Feldweg“, abseits der Straße, versteht sich. „Unsere Auftritte wa-

ren ein Heiratsmarkt, eine der wenigen Chancen für die Jugend, sich zu treffen“, sagt Heinz Lenz. Und die seltene Gelegenheit, richtig laut die Lieblingsmusik zu hören. Am einzigen Familienradio, das in der guten Stube stand, durfte der Nachwuchs meist gar nicht erst den Sender verstellen.

Die Jungs machten 1968 den zweiten Platz beim Landesbeatwettbewerb, spielten in der Schorndorfer Scala als Vorgruppe der Lords, die Rattles und Drafi Deutscher buchten sie. Ein Manager bot ihnen einen Vertrag an. Aber als sie hörten, dass sie auf Tournee gehen müssten, winkten sie ab und entschieden sich fürs Abitur. Kein Wunder, dass die Konkurrenz angesichts des Erfolgs erobert war. „Schlägereien waren bei uns normal“, erinnert sich Lenz – immer gegen 23 Uhr habe es geknallt. Erst viel später haben die Musiker erfahren, dass der Ärger System hatte: Der Manager einer konkurrierenden Rockband hatte dazu eigens Schlägertrupps angeheuert.

1969 trennte sich die Band aus beruflichen Gründen. Bernd Brosig hat bis zur Rente als Unternehmensberater gearbeitet, Heinz Lenz wurde Lehrer und war zuletzt beim Regierungspräsidium Stuttgart beschäftigt. Zum 25-jährigen Bestehen haben die Musiker ein Konzert gegeben – und seitdem ihre Fans Jahr für Jahr zu einer musikalischen Geburtstagsparty geladen. Dass an der Abendkasse nur wenige Karten zu haben sind, hat seit 25 Jahren Tradition und ist auch beim 50. Bühnenjubiläumskonzert am 17. November der Fall. Die Einnahmen daraus kommen dem Aktionsbündnis Amoklauf Winnenden zugute.

// Weitere Informationen unter www.50jahre-csbeatband.de



Die Band in ihrer ursprünglichen Besetzung mit Bernd Brosig und Heinz Lenz (Zweiter und Dritter von links).

Foto: privat

Die unsichtbare Seite des Rassismus

Waiblingen Eine Expertenrunde im Kulturhaus Schwanen diskutiert über Wurzeln des Rechtsextremismus. *Von Annette Clauß*

Wenn rechte Parteien gute Wahlergebnisse einfahren, sorgt das für Bestürzung und Diskussionen. „Das ist nur die Spitze des Eisbergs. Viel gefährlicher ist seine nicht sichtbare Seite“, warnt Kurt Möller: „Da kann einem bange werden.“ Laut Möller sind rund 40 Prozent der Jugendlichen in Deutschland ausländerfeindlich eingestellt, zwischen 25 und 40 Prozent der Erwachsenen haben fremdenfeindliche Ansichten, zehn bis 13 Prozent antisemitische, gut 30 Prozent sind muslimfeindlich. Seit den 1980er-Jahren beschäftigt sich der Professor an der Fachhochschule Esslingen mit Rechtsextremismus und Rassismus. Sein Fazit der vergangenen 30 Jahre: „Es hat sich nichts geändert. Das Problem wird tradiert.“

„Alltagsrassismus – was tun“ war die Frage, mit der sich eine vom Autor Wolfgang Schorlau moderierte Diskussionsrunde im Rahmen der Jugendkulturwoche „Bunt statt Braun“ auseinandergesetzt hat. Auf dem Podium des Waiblinger Kulturhauses Schwanen saßen am Donnerstagabend neben Kurt Möller der evangelische Dekan Eberhard Gröner, der Weinstädter Stadtjugendreferent Kurt Meyer, die Autorin Jagoda Marinic sowie für einige Zeit die Integrationsministerin Bilkay Öney. Letztere bestätigte Möllers Erfahrungen. „Nur ein geringer Teil der Menschen bekennt

sich offen zu rassistischen Gesinnungen und gehört rechten Parteien an.“ Doch das bedeute nicht, dass die Mehrheit frei von rassistischen Einstellungen sei. „Zum Teil ist den Menschen nicht einmal bewusst, dass ihre Haltung rassistisch ist.“ Allein ein ausländisch klingender Name könne dazu führen, dass man bei der Wohnungs- oder Arbeitssuche benachteiligt werde. Da sei Präventionsarbeit im Kindesalter nötig.

Der Ansicht ist auch Kurt Meyer, der in der Jugendarbeit zwar „nicht wirklich offensichtlichen Rassismus“ erlebt, wohl aber unterschwellig, was sich etwa durch „abfällige, gedankenlose Kommentare“ zeige. Meyer sprach im Hinblick auf die Bekämpfung von Rassismus von „Aktivismus, bei dem viel Geld und Energie verbraten, aber das Kernproblem nicht angegangen wird“. Bestimmte Verhaltensweisen dürfe man nicht tolerieren, müsse man korrigieren. Eine Strategie gegen den Alltagsrassismus sei „hinsehen, thematisieren, ansprechen“ und „ein Bewusstsein schaffen, dass man sich nicht über einen anderen Menschen erhebt, weil er zufällig in Südeuropa geboren ist“. Das sei eine große Aufgabe für die Schulen und die Jugendarbeit. Jagoda Marinic widersprach: „Man kann nicht alles den Schulen und den Kindern überlassen. Die Strukturen sind der Punkt, den wir aushebeln müssen.“

Auch Möller sprach von „einem strukturellen Rassismus in Deutschland“, der sich etwa im Arbeitsrecht zeige: „Deutsche haben mehr Rechte als Ausländer und die haben wiederum mehr als Asylsuchende.“ Wie wolle man Jugendlichen klarmachen, dass Vielfalt toll sei, wenn Armutsflüchtlinge vor der Küste Italiens oder Spaniens mit Kanonenbooten zurückgedrängt würden? Möller plädierte für „eine freundliche Unaufmerksamkeit“ gegenüber Hautfarbe, Herkunft und Religion.

Warum es den Religionsgemeinschaften nicht gelinge, einzugreifen – schließlich predigten sie Nächstenliebe, wollte Schorlau von Dekan Eberhard Gröner wissen. Der erwiderte, das Problem der meisten Religionen sei nun mal, dass sie „andere eher als Objekte der Missionierung“ sähen

und eine Ausgrenzungstendenz gegenüber Andersgläubigen an den Tag legten. „Als Kirche haben wir jahrhundertlang einen sehr exklusiven Wahrheitsanspruch vor uns hergetragen“, so Gröner, außerdem weise die Theologie einen „strukturellen Antijudaismus“ auf. Deshalb müsse es „zunächst eine interne Auseinandersetzung mit uns selbst“ geben. Er sprach sich dafür aus, andere „einfach sein zu lassen“. Jagoda Marinic bemängelte, dass die Interkulturalität in Deutschland meist nur mit Defiziten in Verbindung gebracht werde – es gehe dabei nie um die Stärken und das Können der Betroffenen, sondern stets um die Probleme und Schwächen, die durch gemeinsame Programme und Projekte getilgt werden sollten. Sie hält es für wichtig „Momente der Begegnung zu kreieren“.



Diskutierten über Alltagsrassismus (von links): Kurt Möller, Eberhard Gröner, Wolfgang Schorlau, Jagoda Marinic und Kurt Meyer.

Foto: Gottfried Stoppel